



TYCHE

Beiträge zur Alten Geschichte Papyrologie und Epigraphik

Herausgegeben von

Gerhard Dobesch, Hermann Harrauer
Peter Siewert und Ekkehard Weber

Band 17, 2002

2002

H O L Z H A C H S E N



**Beiträge zur Alten Geschichte,
Papyrologie und Epigraphik**

TYCHE

**Beiträge zur Alten Geschichte,
Papyrologie und Epigraphik**

Band 17

2002

H O L Z H A U S E N

Herausgegeben von:

Gerhard Dobesch, Hermann Harrauer, Peter Siewert und Ekkehard Weber

Gemeinsam mit:

Wolfgang Hameter, Bernhard Palme und Hans Taeuber

Unter Beteiligung von:

Reinhold Bichler, Herbert Graßl, Sigrid Jalkotzy und Ingomar Weiler

Redaktion:

Franziska Beutler, Sandra Hodeček, Bettina Leiminger, Georg Rehrenböck
und Patrick Sängler

Zuschriften und Manuskripte erbeten an:

Redaktion TYCHE, c/o Institut für Alte Geschichte, Universität Wien, Dr. Karl Lueger-Ring 1,
A-1010 Wien. Eingesandte Manuskripte können nicht zurückgeschickt werden.
Bei der Redaktion einlangende wissenschaftliche Werke werden angezeigt.

Auslieferung:

Holzhausen Verlag GmbH, Kaiserstraße 84/1/4, A-1070 Wien
maggoschitz@holzhausen.at
Gedruckt auf holz- und säurefreiem Papier.

Umschlag: IG II² 2127 (Ausschnitt) mit freundlicher Genehmigung des Epigraphischen Museums in
Athen, Inv.-Nr. 8490, und P.Vindob. Barbara 8.

© 2003 by Holzhausen Verlag GmbH, Wien

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar

Eigentümer und Verleger: Holzhausen Verlag GmbH, Kaiserstraße 84/1/4, A-1070 Wien. Herausgeber:
Gerhard Dobesch, Hermann Harrauer, Peter Siewert und Ekkehard Weber,
c/o Institut für Alte Geschichte, Universität Wien, Dr. Karl Lueger-Ring 1, A-1010 Wien.
e-mail: hans.taeuber@univie.ac.at oder Bernhard.Palme@onb.ac.at
Hersteller: Holzhausen Druck & Medien GmbH, Holzhausenplatz 1, A-1140 Wien.
Verlagsort: Wien. — Herstellungsort: Wien. — Printed in Austria.

ISBN 3-900518-03-3

Alle Rechte vorbehalten.

I N H A L T S V E R Z E I C H N I S

Petra A m a n n (Wien): Das konstantinische „Reskript von Hispellum“ (CIL XI 5265) und seine Aussagekraft für die etrusko-umbrischen Beziehungen (Tafel 1–3)	1
Roger S. B a g n a l l (New York), Klaas A. W o r p (Amsterdam): The Receipt for Wheat from Abusir	29
Michel C h r i s t o l (Paris), Thomas D r e w - B e a r (Lyon): Le <i>*tutor cessionarius</i> de Tralles	31
Gerhard D o b e s c h (Wien): Caesars Urteil über Ciceros Bedeutung — Gedanken zu Cic. <i>Brut.</i> 253 und Plin. <i>n. h.</i> 7, 117	39
Gerhard D o b e s c h (Wien): Noch einmal der Tod des Kaisers Claudius in der <i>Apokolokyntosis</i>	63
R. Malcolm E r r i n g t o n (Marburg): A Note on the Augustal Prefect of Egypt	69
Hans F ö r s t e r (Wien): „Ich habe gehört: Du bist betrübt“ — Ein Text aus dem Schenute-Archiv (P.Vindob. K 4716) (Tafel 4)	79
Nikolaos G o n i s (Oxford): Studies on the Aristocracy of Late Antique Oxyrhynchus (Tafel 5)	85
Hermann H a r r a u e r , Federico M o r e l l i (Wien): Eine bisher unerkannte mathematische Aufgabe (Tafel 6)	99
Elisabeth K o s m e t a t o u (Leuven): Remarks on a Delphic Ptolemaic Dynastic Group Monument	103
Barnabás L ő r i n c z (Budapest): <i>Amici</i> in Pannonien	113
Fritz M i t t h o f (Wien): Munatidius Merula, ritterlicher Procurator und stellvertretender Dioiket der Provinz Ägypten im Jahre 201 n. Chr.? (Tafel 6–7)	121
Marjeta Š a š e l K o s (Ljubljana): The Festival of Carna at Emona (Tafel 8)	129
Marjeta Š a š e l K o s (Ljubljana): The Noarus River in Strabo's <i>Geography</i>	145
Paul S c h u b e r t (Neuchâtel): P.Gen. II 99 et les archives d'Eutychidès fils de Sarapion	155
Giacomo S c i b o n a (Messina): Due note a I.G XIV 352	159
Alexander S i m a (Heidelberg): Plinius <i>nat. hist.</i> XII 63 und das Steuerwesen im antiken Ḥaḍramawt	165
Gábor S z l á v i k (Budapest): Althistorische Forschungen in Ungarn von der zweiten Hälfte des Jahres 2000 bis Ende 2001	175
Dieter W e b e r (Göttingen): Eine spätsassanidische Rechtsurkunde aus Ägypten	185
Franz W i n t e r (Wien): Die dokumentarischen Papyri Ägyptens und die Septuaginta: Studien zu 2Kön	193
Franziska B e u t l e r , Martina P e s d i t s c h e k , Ekkehard W e b e r (Wien): <i>Annona epigraphica Austriaca 2001–2002: Text</i>	205

Index	231
Konkordanzen	235
Bemerkungen zu Papyri XV (Korr. Tyche 397–489)	241
Buchbesprechungen	263
Ernst B a l t r u s c h, <i>Sparta. Geschichte, Gesellschaft, Kultur</i> (Beck'sche Reihe 2083), München 1998 (P. Siewert: 263) — Walter B u r k e r t, <i>Kulte des Altertums. Biologische Grundlagen der Religion</i> , München 1998 (P. Siewert: 263) — Claude E i l e r s, <i>Roman Patrons of Greek cities</i> , Oxford 2002 (K. Harter-Uibopuu: 267) — Günter G r i m m, <i>Alexandria. Die erste Königsstadt der hellenistischen Welt. Bilder aus der Nilmetropole von Alexandrien dem Großen bis Kleopatra VII</i> (Sonderhefte der Antiken Welt — Zaberns Bildbände zur Archäologie), Mainz am Rhein 1998 (G. Dobesch: 268) — Christoph H o r n, <i>Antike Lebenskunst. Glück und Moral von Sokrates bis zu den Neuplatonikern</i> (Beck'sche Reihe 1271), München 1998 (P. Siewert: 270) — Georges K i o u r t z i a n, <i>Recueils des inscriptions grecques chrétiennes des Cyclades de la fin du III^e au VII^e siècle après J.-C.</i> Paris 2000 (Travaux et Mémoires du Centre de Recherche d'Histoire et Civilisation de Byzance. Collège de France. Monographies 12) (H. Harrauer: 273) — Stephan L ü c k e, <i>Syngeneia. Epigraphisch-historische Studien zu einem Phänomen der antiken griechischen Diplomatie</i> (Frankfurter Althistorische Beiträge 5), Frankfurt am Main 2000 (S. B. Zoumbaki: 274) — Dorothee R e n n e r - V o l b a c h, <i>Die sogenannten koptischen Textilien im Museum Andreasstift der Stadt Worms. Bestandskatalog</i> , Wiesbaden 2002 (H. Froschauer: 277) — Ulrich S i n n, <i>Sport in der Antike. Wettkampf, Spiel und Erziehung in der Antike</i> (Nachrichten aus dem Martin-von-Wagner-Museum, Bd. 1), Würzburg 1996 (P. Siewert: 278) — Heike N i q u e t, <i>Monumenta virtutum titulique. Senatorische Selbstdarstellung im spätantiken Rom im Spiegel der epigraphischen Denkmäler</i> (HABES 34), Stuttgart 2000 (E. Weber: 278)	
Index (H. Förster: koptisch; B. Leiminger: griechisch und lateinisch)	281
Eingelange Bücher	285
Richtlinien für die Abfassung der Manuskripte	289
Tafeln 1–8	

Buchbesprechungen

Ernst BALTRUSCH, *Sparta. Geschichte, Gesellschaft, Kultur* (Beck'sche Reihe 2083, C. H. Beck Wissen), München: C. H. Beck 1998, 128 S., 2 Karten.

Das klar und knapp verfaßte Taschenbuch ohne Anmerkungen, mit wenigen Hinweisen auf die wichtigsten Quellen und Literatur informiert Studierende und interessierte Laien über den einzigartigen Militärstaat mit seinem vielbewunderten Gemeinschaftsgeist und seinen totalitären Zügen, der bewußt keinen Raum für eine individuelle Lebensgestaltung ließ (Kap. XII „Der Mythos Sparta“). Den Hauptinhalt bildet die Darstellung von Spartas Entstehung (um 900 v. Chr.) und seinem Aufstieg zur peloponnesischen, dann zur hellenischen Vormacht, vor allem in der Perserabwehr und durch seinen Sieg über Athen (404) und von seinem Niedergang ab der Schlacht von Leuktra (371) bis zur Einrichtung der römischen Herrschaft in Griechenland (146 v. Chr.). Ergänzend treten systematische Kapitel über die politische („lykurgische“) Ordnung, über die paramilitärische Erziehung der Knaben ab dem 7. Lebensjahr, über die (sehr ausgeprägte) Religiosität, über den für Griechen singulären Rückgang kultureller Interessen und – besonders dankenswert – über die Rolle der spartanischen Frau, die in ihrer hauptverantwortlichen Führung des Hauswesens eine ungewöhnliche, auch vermögensrechtliche Selbständigkeit genoß; schließlich war der Ehemann bis zum 30. Lebensjahr regulär und danach häufig in seiner Truppenabteilung und Speisegemeinschaft.

Insgesamt – dem Ziel der Reihe entsprechend – eine konzise, voraussetzungslose Wiedergabe der überlieferten Fakten, weniger der wissenschaftlichen Probleme und Forschungsmeinungen.

Peter SIEWERT

Walter BURKERT, *Kulte des Altertums. Biologische Grundlagen der Religion*, München: C. H. Beck 1998, 279 S.

Die 1996 erschienene amerikanische Ausgabe trägt den inhaltlichen korrekteren Titel „Creation of the Sacred. Tracks of Biology in Early Religions“ (Cambridge Mass.: Harvard University Press), denn die Kulte des Altertums – das Hauptarbeitsgebiet des renommierten Forschers – bilden nicht das zentrale Thema des gedankenreichen Buches. Es geht um den faszinierenden Versuch, gemeinsame Charakterzüge alter Religionen auf allgemein menschliche, ja sogar z. T. vormenschliche Verhaltensformen zurückzuführen, die in der Natur und Umwelt des Menschen und seiner Vorfahren liegen (z. B. im Falle von Nahrungssuche, Sexualität, Aggression, Angst und Not). In dieser Suche nach den „biologischen Grundlagen der Religion“ werden Ergebnisse naturwissenschaftlicher Forschungsdisziplinen, der Anthropologie, der Soziologie, der Verhaltensforschung, insbesondere bezüglich der Primaten, herangezogen. Ein Beispiel (27):

„So sprechen wir vom ‚heiligen Schauer‘ der Begeisterung, den wir in der Hochgestimmtheit des Außerordentlichen empfinden, beim praktischen Siegesfest und bei Militärparaden ebenso wie beim Höhepunkt religiöser Zeremonien. Die biologische Grundlage des Phänomens hat Konrad Lorenz analysiert: Was uns ‚über den Rücken‘ und noch die Arme entlang ‚läuft‘, sind Nervenerregungen, die eigentlich bestimmt waren, die Rückenmähne zu sträuben, über die unsere haarigen Vorfahren verfügten. Das Aufrichten der Haare, als

Umriß-Vergrößerung, gehört zum aggressiven Programm. Für uns ist das ‚Haarsträubende‘ fast nur noch als Metapher lebendig. Das entsprechende griechische Wort, *phrike*, wird immerhin gern zur Beschreibung religiösen Erlebens verwendet. Was als ‚erhaben‘, als ‚Enthusiasmus‘ erlebt wird und gilt, erweist sich so als biologisch-genetisch verwurzelt, eine in früheren Stadien funktionelle Verhaltensweise zwischen Angst und Aggression, die sich in fortgeschrittener Zivilisation noch immer als ‚Gefühl‘ manifestiert. Dies freilich ist nur ein Element in einem weit komplexeren System.“

Bei aller Eindringlichkeit des Beispiels bleibt jedoch (unvermeidlich?) offen, wie sich ein mit dem Symptom des Aggressionsverhaltens verbundenes Gefühl zu der religiösen oder profanen „Begeisterung“ und der „Hochgestimmtheit“ verwandeln konnte.

Die detaillierte Suche nach den naturbedingten biologischen Grundlagen religiöser d. h. übernatürlicher, imaginärer Vorstellungen beginnt mit Kap. II „Das Opfer des Verfolgten“. Die Antike und viele andere Kulturen liefern Beispiele, daß jemand, um sich oder die Seinen zu retten, den bedrohenden Mächten einen oder mehrere Finger opfert. Verstümmelt dargestellte Hände in paläolithischen Höhlenmalereien könnten auf dieses Ritual zurückgehen. In einem mesopotamischen Heiligtum (Arpachiyā) des 4. Jahrtausends fanden sich fünf einzelne Finger aus Stein und ein menschlicher Fingerknochen. Analogien bietet das Tierreich: Eidechsen und Blindschleichen verlieren bei Angriff ihres Freßfeindes leicht ihren Schwanz, den der zunächst überraschte Verfolger verschlingt, während das Tier flieht und überlebt. Ein Fuchs in der Falle vermag sich durch Abbeißen des gefangenen Fußes zu retten. Das (religiöse) Fingeropfer gehe also auf ein zoologisches Überlebensprogramm zurück (57). Dem entspricht auch das Erzähl-Motiv der ‚magischen Flucht‘, bei der die Verfolgten dem näherkommenden Verfolger etwas zur Ablenkung hinwerfen, wie z. B. im Argonauten-mythos Medea ihren Bruder töten läßt, um dem verfolgenden Aietes die zerstückelten Leichenteile seines Sohnes ins Meer zu werfen; er sammelt sie auf; während dessen gelingt die Flucht. Der Typus des *pars pro toto*-Opfers, d. h. nämlich, durch den Verzicht auf Geringeres das Ganze zu retten, gilt auch im Sündenbock-Ritual für Gemeinschaften, zu deren Rettung ein Einzelner getötet wird, aber auch für Menschenopfer in höchster Krise (in Rom nach der Katastrophe von Cannae, in Karthago während der Belagerung durch Agathokles). „Der Legende nach ist noch 1715 in Österreich ein Kind lebendig begraben worden, um eine Seuche abzuwenden“ (69). Die Gabe an den Übermächtigen soll dem Schwächeren nutzen: biologisch gegen den Freßfeind (Raubtier) oder Verfolger, religiös gegen die unsichtbaren Urheber von Krankheit, Hungersnot, Niederlagen und anderen Katastrophen. Diese Opfer haben also apotropäischen Charakter.

Kap. III „Handlungsprogramm und Erzählstruktur“ sucht in verschiedenen Kulturen biologische Vorformen von Erzählungen, Mythen, Märchen u. ä., die bei aller Vielfalt durch ihre große typologische Ähnlichkeit auffallen. V. Propp hat an russischen Abenteuer-Erzählungen als übliches (hier verkürztes) Schema erarbeitet: ein Mangel oder Wunsch wird bewußt, der Held wird ausgeschiedt, er begegnet einem Partner, der ihm Zaubermittel oder Ratschläge gibt, erreicht den gesuchten Ort, kämpft mit dem dortigen Gegner, siegt endlich, wird auf der Rückreise verfolgt, hat auch in der Heimat gegen Konkurrenten zu bestehen, setzt sich durch, heiratet und besteigt den Thron.

Dieses Schema findet Burkert überzeugend in den Mythen des Perseus, Herakles, der Argonauten, des Odysseus und in sumerischen Heroen-Geschichten (Gilgamesch u. a.). Die weite Verbreitung dieses Abenteuer-Schemas führt der Verfasser auf das Handlungsprogramm der Futtersuche zurück: das Bedürfnis wird bewußt, die Wohn-Basis verlassen, Futterstelle gefunden, Begegnung mit Konkurrenten, Erfolge gegen sie, Rückkehr unter Verfolgung. Eine „überraschende Bestätigung“ fand der Vf. in der Primatenforschung (83): Man konnte

einige Schimpansen die Taubstummensprache lehren und sich mit ihnen verständigen. Folgende Unterhaltung zwischen der fähigsten Schimpansin Washoe und ihrem Wärter George wird berichtet (83):

„George: ‚Was willst du?‘

Washoe: Orange, Orange.

George: Keine Orange mehr da. Was willst du?‘

Washoe: Orange.

George (ärgertlich werdend): Keine Orange mehr da. Was willst du?‘

Washoe: Du Auto gehen. Gib mir Orange. Schnell.‘

Deutlich wird hier eine Sequenz formuliert, um zur erwünschten Nahrung zu gelangen. Die Schimpansin ist so intelligent, daß sie nicht nur den eigenen Wunsch kennt und ausdrückt, sondern angesichts eines Mangels die notwendige Abfolge der Handlungen organisieren kann. Sie war nicht etwa unmittelbar vorher im Auto mitgenommen worden, wird berichtet; doch sie weiß, daß man Orangen per Auto aus dem Supermarkt holt.“

Die Abfolge — Bedürfnis, Auftrag an den Helden ‚George‘, Hinweise zum erfolgreichen Handlungsablauf — ist greifbar.

Ein ganz andersartiger Erzähltyp wird „Initiationserzählung oder Mädchentragedie“ genannt: Ein Mädchen muß unfreiwillig das Elternhaus verlassen, lebt abgeschieden in der Fremde; ein Mann, Heros, Dämon oder Gott, dringt ein und schwängert das Mädchen, das daraufhin eine Zeit des Leidens und der Bestrafung durchmacht, bis es gerettet wird, einen Sohn gebiert, der dann bei den Griechen häufig eponymer Heros eines Stammes oder einer Polis wird. Dem entsprechen in den wesentlichen Zügen die Mythen von Danae, Auge, Antiope und Persephone (Kore), außerhalb der Griechen die Geburtslegenden von Sargon und Moses, Rhea Silvia als Mutter von Romulus und Remus und in unseren Märchen Rapunzel und Schneewittchen. Die Erzählstruktur entspreche dem biologischen Übergang des Mädchens zur Frau: Trennung vom Elternhaus, erste sexuelle Begegnung, Leidenszeit bis zur Entbindung — am deutlichsten gesagt im Märchen von Amor und Psyche bei Apuleius. Diese Geschichten hängen mit Initiationsriten zusammen und mögen sie begleitet haben, wenn Mädchen in die Welt der Frau eingeführt wurden.

Kap. IV „Hierarchie“ betrifft das Verhältnis zwischen Religion und Macht. Menschenaffen beachten sorgfältig Rangunterschiede und Unterwerfungsgesten, um die Aggression des Stärkeren zu vermeiden:

„In dem Film *Gorillas in the Mist*, der auf den Studien von Diane Fossey in Zentralafrika aufbaut, gilt als Anweisung, den Angriff eines verärgerten Silverback-Gorillas zu stoppen: Niederkauern, den Kopf auf den Boden legen und ja nicht den Angreifenden fixieren. Assyrische Reliefs zeigen Gesandte, die sich dem König unterwerfen, in einer erstaunlich ähnlichen Position; auf akkadisch heißt dies drastisch: ‚die Nase (am Boden) wischen‘. In Nachfolge der assyrischen und babylonischen Könige bestand der Perserkönig darauf, daß Gesandte sich zu Boden warfen und den Boden mit der Stirne berührten. Auch spätere Sultane erwarteten Entsprechendes. Die europäischen Monarchen beschränkten sich darauf, von ihren Untertanen den Kniefall als Ehrenbezeugung entgegenzunehmen.“ (109).

Noch deutlicher sind beschriebene oder dargestellte Unterwerfungsworte und -gesten, wenn Besiegte den Sieger um Schonung anflehen. Die meisten Formen der Selbsterniedrigung und Unterwerfung finden sich in der Religion, die F. Schleiermacher als „Gefühl der schlechthinnigen Abhängigkeit von Gott“ definiert, wieder (102). Dem entspricht, daß man die eigenen Sünden bekennt und die Mächtigen lobt und preist, die göttlichen Mächte insbesondere durch Hymnen oder christlich durch Litaneien. Zwischen weltlicher und göttlicher

Macht herrscht ein reger Austausch: Götter tragen Herrschertitel (*anax, basileus, kyrios*), Herrscher rühmen sich göttlicher Abkunft oder als von Gott Beauftragte (*dei gratia*) oder als der Verehrer, der durch Opfer, Tempelbauten oder durch Bestrafung der Bösen am meisten für die Götter leistet. Indem die Herrscher sich und ihre Tätigkeit als sorgfältigste Erfüllung des göttlichen Willens darstellen, fordern sie von ihren Untertanen analogen Gehorsam. Diese Allianz zwischen (transzendentaler) Religion und (realer) Macht, die der Vf. „das doppelte Stockwerk der Macht“ nennt, offenbart z. B. der Assyrenkönig Sargon II., der es als Zweck seiner Eroberungen bezeichnet, die Völkern „die Furcht Gottes und des Königs zu lehren“ (117).

Kap. V „Schuld und Kausalität“ behandelt die nahezu allgegenwärtige und wohl immer vorhandene menschliche Erfahrung von Unheil, Not, Krankheit, Unglück, Krisen und Katastrophen jeder Art. Den schmerzhaften Zustand wieder loszuwerden, indem man dessen Ursache beseitigt, ist ein verständliches Bemühen. Doch wenn die Ursache nicht ersichtlich ist („Not lehrt beten“), entfaltet sich ein großes Potential transzendenter, d.h. religiöser Kausalitäten, die zu erkennen und zu beseitigen in der Regel Experten wie Seher oder Priestern vorbehalten ist. Je nachdem das Unheil auf Verfluchung, Zauberei, Befleckung oder persönliche Schuld und auf die dadurch verursachte göttliche Strafe zurückgeht, gibt es zahllose Riten, um eine Heilung oder Wiederherstellung der früheren Verhältnisse zu erreichen. Von vielen Katastrophen, die früher religiös erklärt wurden, kennen wir heute meteorologische, seismische, virologische, physikalische oder andere Ursachen. Andere Unglücksfälle beruhen schlicht auf Zufälligkeiten. Daß sich frühere Menschen von hereinbrechendem Unheil magisch-religiöse Ursachen vorstellten, entspricht dem Bedürfnis, den an sich sinnlosen, auf Zufall oder Naturgesetzen beruhenden unheilvollen Ereignissen einerseits einen Sinn zu geben, andererseits sie durch entsprechende Praktiken behandeln zu können.

Kap. VI „Der Kreislauf des Gebens“ betrachtet zunächst die universelle Rolle des Geschenketausches in frühen Gesellschaften. Komplizierter wird die Reziprozität des Geschenkgebens gegenüber den unsichtbaren Göttern, von denen — wie einige griechische Weihinschriften der archaischen Epoche unverblümt aussagen — eine Gegengabe erwartet wird. Doch gelten die Götter generell als die Wohltäter, die den Menschen Nahrung, Ernte, Beute, Gewinn und Erfolge verleihen. Insofern fungieren Weihgaben als Dank für frühere und als Verpflichtung zu künftigen Wohltaten (*do ut des*). Der Gegenseitigkeit entspricht im negativen Sinn die Vergeltung von Untaten (oft nach dem Talionsprinzip); hier wird die Strafe politisch durch die Jurisdiktion oder religiös durch die verletzte Gottheit zur Gegengabe. Die Abhängigkeit und Lenkbarkeit des göttlichen Wohlwollens durch menschliche Weihgaben erregte Kritik etwa der Komödie (Aristophanes, *Vögel*); sie widersprach Platons Vorstellung von der göttlichen Gerechtigkeit. Tertullian nannte die heidnischen Götter käuflich. Das Problem, wie die sichtbaren Weihgaben zu den unsichtbaren Empfängern gelangen sollten, wurde auf verschiedene Weisen gelöst. Nahrungsmittel konnten die Priester oder auch Tiere verwenden. Wertgegenstände werden versenkt, oder in Heiligtümern aufgestellt oder vergraben, Opfertiere wurden teils vollständig verbrannt (*holokauston*), meistens aber in einem gemeinsamen Mahl der Verehrer verzehrt, das auf das vorgeschichtliche Gemeinschaftessen nach erfolgreicher Jagd zurückgehen könnte.

Kap. VII „Die Zeichen: Aufschluß und Bearbeitung von Wirklichkeit“ behandelt die sichtbaren Spuren und Signale transzendenter Kräfte und Wesen, die vor allem Gegenstand der weitverbreiteten Weissagekunst und -künstler sind. Die biologische Basis liegt in der Wahrnehmung von Signalen in der Umwelt, die für Tier und Mensch alltäglich sind. Um aus Naturvorgängen übernatürliches Wirken zu erkennen, ist in frühen Kulturen oft das sogenannte Gottesurteil üblich: Überlebte ein Beschuldigter eine Wasser-, Feuer- oder Giftprobe, so habe die Gottheit durch dieses Zeichen dessen Unschuld sichtbar gemacht. Eine kompli-

zierte Rolle spielt der Eid. Primär handelt es sich um sprachliches Vereinbaren für zukünftiges Handeln. Aber da die Lüge wohl so alt ist wie die Sprache selbst — ja sogar kommunikationsfähige Schimpansen versuchten ihre Wärter zu betrügen (205) — werden außermenschliche Garantien für die Einhaltung gesucht. Einerseits werden Zeugen genannt, das sind meist Götter, aber auch bei der Eidesleistung können es gegenwärtige Gegenstände sein (S. 207). Andererseits wird zusätzlich bei der Eidesleistung eine magische Handlung vollzogen, die das Schicksal des Schwörenden veranschaulicht, wenn der den Eid brechen sollte, z. B. daß er getötet werde wie die Tiere, die während der Eideszeremonie geschlachtet werden, oder zugrunde gehe wie Wachsfiguren, die man im Feuer zerschmelzen läßt. Diese und andere urtümliche magische Rituale der Selbstverfluchung scheinen einer prähistorischen Phase zu entstammen.

Anmerkungen (leider nicht als Fußnoten gedruckt), ein vorzügliches Literaturverzeichnis und ein mageres Register beschließen das inhaltsreiche Werk.

Man mag in der unvermeidlich eklektischen Thematik manches vermissen: z. B. eine systematische Betrachtung von Magie und Zauberei, von Tod und Ahnenkult, von Organisationsformen religiöser Gemeinschaften oder von der Religiosität des Alltags in den antiken Kulturen. Man mag auch an der biologischen Grundlage der einen oder anderen religiösen Erscheinung zweifeln (z. B. an der Nahrungssuche als Vorstufe der Propfschen Abenteuerabfolge). Wer die vielgestaltigen religiösen Verhaltensformen der Antike und ihren Bezug zur (anthropologischen) Lebenswirklichkeit verstehen möchte, den führt der Vf. einen höchst anregenden Weg zu neuen Einsichten.

Peter SIEWERT

Claude EILERS, *Roman Patrons of Greek Cities*, Oxford: Oxford Univ. Press 2002, 334 S.

Claude Eilers untersucht in seiner detaillierten Studie einen wichtigen Aspekt der Beziehungen Roms und einzelner römischer Bürger zu den Städten der griechischsprachigen Provinzen. Nach einer instruktiven Einleitung, die sich in der Auseinandersetzung mit der modernen Literatur unter anderem mit der Analyse des Begriffes „Patronat“ in der Wissenschaftsgeschichte befaßt und auf die Schwierigkeiten der Anwendbarkeit soziologischer Definitionsmethoden verweist, folgen eine synchrone und eine diachrone Betrachtung des Phänomens (Kap. I–IV, 19–108 und V–VII, 108–181). Dabei beschäftigt sich der erste Teil hauptsächlich mit der Begründung des Patronats, das von Eilers als soziale Institution definiert wird, in der die Rollen der *patroni* und *clientes* von gesellschaftlichen Normen geregelt werden, die aber jedenfalls formal begründet wurde (7f.). Aus dem Vergleich mit dem römischen Privatrecht und den Beziehungen im privaten Bereich heraus kann er vier Arten der Entstehung des Patronats feststellen (Tafel 1, 36): Gemeinden sowie Personen konnten freiwillig in eine Beziehung mit einem Patron eintreten, dies geschah im Fall der Gemeinden durch Kooptierung, bei Einzelpersonen durch Selbstempfehlung. Dem gegenüber standen die drei Arten des unfreiwilligen Eingehens einer Patronatsbeziehung: die Eroberung von Gemeinden, die Gründung neuer Kolonien, sowie die Freilassung von Sklaven. Kapitel II und III stellen dann einschränkend fest, daß das Patronat nach der Eroberung einer Stadt nur eine Erscheinung der mittleren Republik gewesen sei und die Begründung des Patronats über Städte durch Erbantritt nicht automatisch erfolgte. Das letzte Kapitel des ersten Teils untersucht die verschiedenen Möglichkeiten, wie *patronus* und *cliens* einander nützlich sein konnten und geht damit auf das Wesen des Patronats über Städte ein. In diesem synchronen Betrachtungsteil, der an manchen Stellen den konkreten Bezug zu den griechischen Städten ein wenig vermissen läßt, werden die Rahmenbedingungen für die Einordnung der Quellen zu

den Patronatsverhältnissen in Griechenland deutlich gemacht. Die intensive Exegese der wichtigsten Quellen zum Patronat und die deutliche Abgrenzung der Begriffe und Möglichkeiten machen den besonderen Reiz dieses allgemeinen Teils aus. Kapitel V–VII sind dem griechischen Osten gewidmet, einleitend finden sich Überlegungen zur Übertragbarkeit des Begriffes *patronus*. Eilers stellt im Vergleich fest, daß die griechischen Ehrentitel nicht dem Wesen des Patronats entsprechen und somit die Übernahme der genuin römischen Institution im griechischsprachigen Bereich mit der Verwendung des Begriffes, der als *pátrvn* im Griechischen begegnet, verbunden war. Zunächst übernahmen römische Senatoren das Patronat über einzelne Städte der Provinz Asia; den Beginn dieser Entwicklung setzt Eilers an den Anfang des 1. Jh. v. Chr., nachdem er die Quellen zu früheren Fällen eingehend untersucht hat und ausschließen kann. Während des ersten Jahrhunderts finden sich zahlreiche epigraphisch und literarisch gut belegte *patronus-cliens*-Beziehungen im gesamten griechischen Osten, deren Verbreitung, Auswirkungen und Möglichkeiten sich Kapitel VI widmet (145–160). Bereits zu Beginn der Kaiserzeit allerdings begann der Niedergang der Institution: während *patronus* im Westen des Reiches noch als Ehrentitel vor allem für eigene Bürger überlebt, gibt es im Osten bald keine Quellen dazu mehr. Augustus hatte noch selbst das Patronat über einige Städte übernommen, nach ihm war kein Kaiser mehr zu diesem Schritt bereit. Allerdings — so stellt Eilers fest — bestand auch die Notwendigkeit der Institution nicht mehr weiter: die Städte der Provinzen hatten einerseits die Möglichkeit, mit ihren Anliegen direkt an den Kaiser heranzutreten — für eine Vermittlung des Senats war kein Platz mehr — andererseits profitierten auch die Senatoren nicht mehr von einer großen Klientel. Zudem war die für Griechenland neue Tradition des Patronats noch nicht gefestigt genug, um trotz widriger Umstände Bestand zu haben. An den Textteil schließen sich noch einige überaus interessante Appendices an: Appendix 1 enthält einen geographisch sortierten Katalog der Quellen zum Patronat über Städte im griechischen Osten (191–268). Dabei finden sich jeweils die Ausgaben und wichtigste Literatur, Text und englische Übersetzung sowie ein kurzer Kommentar und Erläuterungen. Dieser Materialteil ist besonders hervorzuheben, da er ergänzend zu den allgemeinen Überlegungen des ersten Teiles des Buches nun die einzelnen Quellen vorstellt, auf denen jene basieren, und die Möglichkeit eröffnet, Vergleiche anzustellen und Parallelen zu ziehen. Appendix 2 enthält eine Liste der einzelnen *patroni* verbunden mit Konkordanzen zu den Werken von J.–L. Ferrary, *De l'evergétisme hellénistique à l'evergétisme romain*, in: *Actes du X^e Congrès International d'Épigraphie, Paris 1997*, 199–225, und F. Canali de Rossi, *Il ruolo dei patroni nelle relazioni politiche fra il mondo greco e Roma in età repubblicana ed augustea*, München, Leipzig, 2001. Appendices 3–6 enthalten wiederum Listen von *patroni*, der östlichen *coloniae* ebenso wie der *patroni* der westlichen Provinzen. Dem Leser wird durch diese Übersichten ein Weiterverfolgen des Themas erheblich erleichtert, interessant ist dabei auch der Ausblick auf die hohe Kaiserzeit, den Appendix 4 ermöglicht. Abgeschlossen wird das Buch durch eine ausführliche Bibliographie und einen Stellen- sowie einen allgemeinen Index. Eilers gelingt eine faszinierende Studie zu einem komplexen Phänomen, die durch das Herausstreichen der Individualität der einzelnen Beziehungen weiteren Forschungen zur Geschichte der griechischen Poleis unter römischer Herrschaft neue Impulse geben kann.

Kaja HARTER-UIBOPUU

Günter GRIMM, *Alexandria. Die erste Königsstadt der hellenistischen Welt. Bilder aus der Nilmetropole von Alexander dem Großen bis Kleopatra VII.* Mit Zeichnungen von Ulrike DENIS und Michael PFROMMER (Sonderhefte der Antiken Welt — Zaberns Bildbände zur Archäologie), Mainz am Rhein: Philipp von Zabern 1998, 168 S.

„Ferrara ward durch seine Fürsten groß.“ Das gilt zweifellos auch von Alexandria, selbst wenn sein Volk einen eigenen Charakter voll Spottlust und Egozentrik bekam, stets zu Krawallen und Zusammenrottungen bereit und im Großen und Ganzen wenig sympathisch. Es war nicht nur die folgenreichste Stadtgründung Alexanders, sondern die Ptolemäer brachten das kleine Wunder fertig, daß diese Polis bis heute irgendwie neben Athen stehen kann, an Literatur und Kunst weit unterlegen, an Wissenschaft aber überlegen. Was immer ein glanzvoller Hof und schier unbegrenzte Geldmittel an sich ziehen, kam dorthin, nur die Philosophie hielt sich wohlweislich fern. Das ist ja nun in der Tat eine Art Wertung, die bis heute gilt. In der Dichtung, in der bildenden Kunst und im Kulturstil zeigte Alexandria je nachdem den allerfeinsten, gezierten, raffinierten Geschmack, Einfallsreichtum, elegantes Kunstgewerbe, dekorative Pracht und Megalomanie. Irgendwie fühle ich persönlich mich doch an Helmut Berves Wort erinnert, daß die griechische Kunst an den hellenistischen Herrscherhöfen „glanzvoll verflachte“.

All das stellt uns nun G. fesselnd vor Augen, und er schließt damit zweifellos eine Lücke. Alexandria, Pharos, Bibliothek, etwa auch Mouseion können in den Vorstellungen der Allgemeinbildung noch konkrete Assoziationen wecken, aber es wird nicht allzu viele unserer Mittelschulabsolventen geben, die einigermaßen wissen, was sich im Osten und im kulturellen Zentrum des Ostens, Alexandria, abspielte in der Zeit, da Rom mit Mühe Pyrrhos niederrang und dreiundzwanzig Jahre mit Karthago um den Besitz Siziliens kämpfte.

G. schreibt flüssig, fesselnd zu lesen, sich stets konkret an die Tatsachen haltend, dem Leser immer neue wissenschaftliche Informationen in verständlicher Form gebend, komprimiert und meist dennoch ausführlich genug. Mit Geschick stellt er archäologische Kunstgeschichte und Historie gleichwertig nebeneinander, denn auch hier läßt sich das eine ohne das andere weder verstehen noch werten. Es ist eine wahrhaft versunkene Welt, die vor uns ersteht, denn vor allem von den gewaltigen Leistungen der Architekten (auch vergänglicher Festarchitektur) und der glanzvollen Ausstattung der repräsentativen Bauten, von den Palästen der Könige und den Häusern der Reichen ist uns sehr wenig erhalten. Aber G. versteht es, dieses wenige zu verwenden und, gestützt auf antike Berichte, Verschwundenes in Rekonstruktionen vorstellbar zu machen. Die Ausstattung des Bandes mit Bildern, Skizzen und Karten ist an Zahl wie Qualität erstrangig, und vielen Lesern wird sich hier erstmalig ein breites, möglichst umfassendes Bild einer großen Kunstepoche eröffnen.

So ist dieses Buch uneingeschränkt zu empfehlen, das farbenprächtige Gemälde einer Zeit, in der machtgierige, gewissenlose Intrigen und hemmungsloser Verwandtenmord mit großzügigstem Mäzenatentum verbunden waren (doch sehr viel anders als in der Renaissance!), Blüte der Wissenschaft mit rauschender Oberflächlichkeit eines nur allzu glanzvollen Lebens. Wenn man dieses Buch richtig liest, wird es ein Bildungserlebnis.

Einiges erregt Bedenken, auch wenn es oft nur Details sind. Dem Mouseion mit seinen Gelehrten „unterschiedlichster Herkunft und Interessen“ würde ich nicht den Titel eines „multikulturellen Experiments“ (48) geben. Denn diese Gelehrten stammten ganz oder fast ganz aus der griechischen Welt, hier freilich aus allen ihren Teilen. In der Literatur galt, trotz der Septuaginta, das Interesse der gebildeten Griechen und Makedonen so gut wie ausschließlich den hellenischen Erzeugnissen. Manethos wichtiges Werk fand erst in viel späterer Zeit echte Aufmerksamkeit, und wenn ägyptische chronologische Quellen übersetzt wurden (49), so unterstreicht das nur die Tatsache, daß die Hochleistungen ägyptischer Dichtung, deren es nicht wenige gab, völlig ignoriert wurden. Daß „auch griechische Ausgaben achämenidischer Schriftzeugnisse zur Verfügung standen“, wie G. es annehmen will (49), müßte doch erst belegt werden. Hingegen hätte er dort, wo er die Erfindung des Sarapis beschreibt (81ff.), ein nicht nur multikulturelles, sondern sogar die Kulturen vereinigendes

Experiment anführen können. Daß das ptolemäische Ägypten als Ganzes ein multikulturelles Nebeneinander, bisweilen Miteinander war, steht natürlich außer Frage.

Das Buch neigt verständlicherweise dazu, den prächtigen Schwung und oft Aufschwung des hellenistischen Lebens am Nil zu preisen, aber die wissenschaftliche Vivisektion an verurteilten Kriminellen (47) würde ich doch deutlich aus dieser Begeisterung heraushalten, auch wenn sich dadurch „das Wissen der Anatomen schlagartig vervielfachte“.

Daß Caesar das Reichszentrum nach Osten verlegen wollte und sogar deswegen ermordet wurde (147; 159 „allen Anzeichen nach“; etwas vorsichtiger anscheinend 134), sollte endlich aus unserem Caesarbild ausscheiden. Die von G. ausführlich zitierte Schilderung Lukans vom Tod des Pompeius und der Überreichung seines Hauptes an Caesar (129 und 132), ist gräßlich, wirkungsvoll und von stärkster Antipathie gegen Caesar erfüllt, aber sie sollte nicht einfach als Tatsache genommen werden, da dieser Dichter wegen der beabsichtigten moralischen Aussage in notorischer Weise die Fakten durch Erfindungen gestaltete (woraus er auch kein Hehl machte); G. zitiert Lukan auch sonst gern. Daß der Partherfeldzug des Antonius just deswegen zu einem Fiasko wurde, weil die armenischen Kontingente meuterten (144), trifft nicht zu. Warum wurde die bekannte, eindrucksvolle Erzählung, daß Dionysos mit seinem Thiasos nächtlich sein Alexandria und Antonius verließ, just nach der Schlacht bei Aktium wiedergegeben (147) und nicht erst beim Kampf um die Stadt ein Jahr später, wohin sie gehört?

Cassius Dio nennt gewichtige politische Gründe für das von Augustus erlassene Verbot, nach dem kein Senator ohne Spezialerlaubnis Ägypten besuchen durfte; G. erklärt diese für „ein wenig naiv“ und meint stattdessen, Augustus habe dadurch verhindern wollen, daß seine Landsleute „auf Schritt und Tritt erkennen würden“, wie sehr er sich in seinem Ausbau Roms und in seinen Praktiken von Alexandria und Ägypten habe inspirieren lassen (159). Es bedarf keines Hinweises, daß der Princeps ja dann auch die Ritter hätte fernhalten müssen: Dios einsichtige politische Begründung trifft das Rechte. Und wenn es ebd. wenig später heißt, daß der erste Kaiser beim politischen Ausbau seiner Monarchie in Rom „ägyptische Mittel ... zu taxieren und vor allem zu adaptieren“ verstand, so ist das ebenfalls mehr als fraglich.

Selbst ein guter Stilist wie G. nickt manchmal ein, so etwa in der Konstruktion des Genitivs: „zu Ehren seinens [sic; natürlich nur ein Druckfehler] ... gestorbenen Lieblingsgefährten und engsten Freund, den Wezir des Alexanderreiches Hephastion“ (31). Oder 102: „Mit Hilfe führender Mitglieder seiner eigenen Clique ..., dem Söldnerführer Skopas, dem Flottenkommandanten Nikon und dem späteren Strategen von Zypern ...“. Das plakative Modewort „Brisanz“ (134) wäre vermeidbar gewesen. Die zweimalige, identische Kennzeichnung des Leichnams Alexanders als „kostbarste Reliquie der hellenistischen Welt“ (34 und 66) ist unschön. Die Landkarte 110/111 Abb. 107 ist faszinierend, aber so voll von Details verschiedener Zeitstufen, daß sie unbedingt näher hätte erläutert werden müssen. Bei der Landkarte 142 Abb. 130 ist die Beschreibung etwas wirr (zweimal dasselbe Rot und keine Auflösung der weiß-roten Schraffur). Und wenn der „griechische Rhetor Zenobios“ mit der Stelle III 94 zitiert wird (67 und 68), so beschränke ich mich darauf, daß ein etwas genaueres Zitat erwünscht gewesen wäre.

Gerhard DOBESCH

Christoph HORN, *Antike Lebenskunst. Glück und Moral von Sokrates bis zu den Neuplatonikern* (Beck'sche Reihe 1271), München: C. H. Beck 1998, 271 S.

Die Worte auf dem äußeren hinteren Umschlag: „Zu den besonderen Vorzügen der Ethik der Antike gehört die Orientierung an der Lebenspraxis der Ratsuchenden“ lassen einen Rat-

geber zur Lebenshilfe anhand antiker Zitate vermuten. Im Inneren enthüllt sich als Zielsetzung „einen Überblick über die Grundbegriffe und Hauptfragen der antiken Ethik (zu) geben“. Der Bogen der Quellenzeugnisse spannt sich über die gesamte antike Philosophie von den Vorsokratikern bis zu Augustin. Die Einbeziehung von einigen frühchristlichen Autoren und von modernen Positionen philosophischer Ethik bedeutet eine wertvolle Erweiterung über den Buchtitel hinaus. Gelegentlich berührt, aber nicht systematisch betrachtet, wird die volkstümliche Ethik, d. h. die jeweils herrschenden Vorstellungen von Gut und Böse, Glück und Leid, Pflicht und Vergnügen, u. ä., die aus dem weiten Feld der nicht philosophischen Literatur, z. B. des Dramas oder der Redekunst, zu entnehmen wären. Der religiöse Kontext von Verhaltensnormen, der in der christlichen und der mohammedanischen Lehre ausgeprägt ist, fehlt weitgehend in der antiken Philosophie und dementsprechend in dem zu besprechenden Werk, abgesehen etwa von dem Begriff „*eu-daimonia*“ (65f.) oder religiöser Schuldvorstellungen (199) oder von Platons Ideal menschlicher Entwicklung als „Angleichung an Gott“, ὁμοίωσις θεοῦ (Th. 1766), das in der Spätantike bei Plotin und bei Augustinus grundlegende Bedeutung gewann (25f.; 45; 103; 105; 107). Dem prinzipiell areligiösen Charakter philosophischer Ethik, der damit den Verantwortungsbereich des Menschen gewaltig erweitert und damit auch den Spielraum der Verhaltensänderungen ausdehnt, wäre eine eigene Betrachtung zu wünschen.

Kap. 1 („Was bedeutet Ethik in der Antike?“) stellt dar, daß die antike Philosophie — im Unterschied zur heutigen — großteils der persönlichen Lebensgestaltung dienen sollte. Nicht ethische Konfliktsituationen bilden das wesentliche Thema, sondern die Anleitung zum richtigen Leben, τέχνη τοῦ βίου bzw. *ars bene vivendi* (15), prägt große Teile der antiken Ethik. Vor allem ab der hellenistischen Epoche beherrscht nicht mehr die Erkenntnis der Natur, sondern des richtigen Handelns, d. h. der vernunftgemäßen Lebensführung, das philosophische Denken. Seit den Sophisten und vor allem seit Sokrates gilt: „Man könne sich auf rationaler Grundlage und mit praktischen Übungen einer angemessenen glücklichen, vorteilhaften oder ethisch wertvollen Lebensform annähern“ (31). Den Weg dazu sollten Gewährung, Training, Übung, ἀσκεῖν, μελετᾶν, γυμνάζειν, eröffnen in häufiger Metapher des athletischen Trainings; ἄσκησις, exercitatio, meditatio (animi) wurden zu antiken Leitbegriffen philosophischer Übungen und zu einem wesentlichen Teil der philosophischen Lehrbetriebe.

Kap. 2 („Glück, Wohlergehen und gelingendes Leben“) zeigt die Versuche antiker Denker, das Wesen des menschlichen Glücks zu bestimmen, das man ja durch verbesserte Lebenskunst erstrebte. Kant bezeichnete zwar ‚das Prinzip der eigenen Glückseligkeit wegen des zugrundeliegenden Egoismus als am meisten verwerflich‘ (61), doch in der Antike galt die Philosophie vielfach als einziger Weg zum glücklichen Leben. Allerdings bezog man Glück auf das objektive Wohlergehen im ganzen Leben oder in größeren Lebensabschnitten, während man heute unter diesem Begriff kurzfristige Augenblicke einer subjektiven Hochstimmung versteht (61f.). Bei Herodot sieht Solon im angeblichen Gespräch mit Kroisos das Glück im frühen Tod unmittelbar nach vollbrachter Ruhmestat (Kleobis und Biton). Nach Demokrit macht Unrecht-Tun unglücklicher als dessen Erleiden. Sokrates verinnerlicht den Glücksbegriff noch stärker; nur wer ein sittlich gutes Leben führte, könne als glücklich gelten. Dieser Maxime folgten die allermeisten Philosophen der Antike, nicht jedoch der Sokrates-Schüler Aristipp von Kyrene, der die Lust Hauptziel des Lebens nannte. Zu diesem glücklichen Leben fanden die Philosophen zahlreiche Varianten: z. B. gerecht, bewußt, bedürfnislos, affektfrei, vernunft- oder naturgemäß zu leben, und ähnliche rational gesteuerte Lebensweisen fanden ihre Advokaten. Schließlich – so sei vom Rez. hinzugefügt – mußten die Philosophen die Beglückung durch ihre Lehre anhand ihrer eigenen Lebensweise glaubhaft machen, indem sie eben diese als glücklich zu erweisen suchten.

Kap. 3 („Die antike Konzeption der Tugend“) untersucht unter dem leider etwas antiquierten Tugendbegriff die einzelnen positiven Charaktereigenschaften, die der moralischen Lebensführung dienen und den Hauptinhalt der antiken (weniger der modernen) Ethik bilden. Es gibt vorbildliche Verhaltensweisen sehr verschiedener Art als Mann, Bürger, als Frau und als Kind (z. B. Gehorsam) im Alltag; darüber stehen die philosophischen (vier Kardinal-) Tugenden Weisheit, Tapferkeit, Besonnenheit und Gerechtigkeit. Augustinus fügt ihnen aus Paulus drei spezifisch christliche Tugenden des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe hinzu (145). Alle Tugenden gelten als lehrbar und repräsentieren somit Ausbildungsziele der Philosophen.

Kap. 4 („Hindernisse einer rationalen Lebensführung“) behandelt Emotionen, Affekte, Begierden, Triebe, Lust, Willensschwäche als Faktoren, die einer erfüllten vernunftgeleiteten und moralischen Lebensgestaltung entgegenstehen. Sokrates und die Stoa sehen allein in mangelnder Einsicht, d. h. im irrationalen, unvernünftigen Urteil, die Wurzel falschen Handelns. Platon und Aristoteles erkennen unvernünftige Teile der Seele als Ursprung der irrationalen Leidenschaften an, über die allerdings die vernünftigen Teile die Kontrolle behalten sollten. Eine gewisse Nähe zum Freud'schen Unterbewußtsein ist damit unverkennbar. Augustin sieht die ‚Zerrissenheit‘ des menschlichen Willens als eine Folge des Sündenfalls. Generell bestreitet die antike Philosophie die Existenz der Affekte nicht, fordert aber auf, sie als Antriebe zu rationaler Erkenntnis zu benützen und durch die Vernunft zu steuern.

Kap. 5 („Antike Ethik und moderner Moralitätsbegriff“) sucht mit hohem abstrahierendem Aufwand Übereinstimmungen zwischen beiden Bereichen aufzuzeigen, obwohl die primär der Personen-Bildung dienenden antike Ethik sich von der modernen auf Handlungen und moralische Konflikte konzentrierte Pflichtenethik wesentlich unterscheidet.

Kap. 6 („Historische Stationen des Lebenskunstmodells“) skizziert die Rezeptionsgeschichte dieses ethischen Bildungsprogramms der Antike. Die christlichen Apologeten des 2. und 3. Jh. übernahmen es weitgehend. Die Kirchenväter des 4. Jh. werteten es zugunsten christlicher Frömmigkeitspraxis ab. Die Scholastik verwendete die antike Philosophie als ‚Magd der Theologie‘ (237) zur rein wissenschaftlichen Grundlagenarbeit; jedoch spielte die philosophische Seelenleitung, insbesondere des Neuplatonismus, bei Mystikern und bei den Zisterziensern eine Rolle. Zur Blüte gelangte die praxisorientierte Lebensphilosophie der Antike natürlich im Zeitalter der Renaissance und des Humanismus (Petrarca, Erasmus). Die Enzyklopädisten, Wieland, Kant und besonders Nietzsche setzten sich mit der philosophischen Lebenskunst der Antike auseinander.

Mehrere Autoren der letzten zwei Jahrzehnte (Foucault, Williams, Krämer, MacIntyre, Nussbaum, Annas und schließlich der Vf. selbst) bejahen mit detailliert wiedergegebenen Argumenten die Frage (244ff.): „Hat die antike Ethik eine bleibende philosophische Bedeutung?“ Insbesondere betont werden u. a. die Selbstsorge für eine bewußte individuelle Lebensgestaltung angesichts der normierenden Macht von Staat, Kirche, Militär und Fabrik, die ethische Reflexion über das eigene Wohlergehen und das der anderen, sowie über die oft aporetischen Fragen der Abtreibung, des gerechten Krieges oder der sozialen Gerechtigkeit. Der Vf. selbst sieht die aktuelle Attraktivität der antiken Ethik in „ihrer Einheit aus Vernunftbezug und Phänomennähe“ (258), etwa in der Diskussion um Lebensqualität.

Ein Verzeichnis philosophischer Autoren und Schulen, ein reiches Literaturverzeichnis und ein Personenregister schließen das Werk ab. Auch wenn historische und politische Hintergründe völlig fehlen und (zu)viel argumentativer Aufwand zur Homogenisierung unterschiedlicher Aussagen eines Autors betrieben wird, lehrt das Buch mit vielen Quellenangaben die antike Ethik und das Ideal des philosophisch gebildeten Menschen.

Georges KIOURTZIAN, *Recueil des inscriptions grecques chrétiennes des Cyclades de la fin du III^e au VII^e siècle après J.-C.* (Travaux et Mémoires du Centre de Recherche d'Histoire et Civilisation de Byzance. Collège de France. Monographies 12), Paris: De Boccard 2000, 316 S., 60 Tafeln

G. Kiourtzian hat in diesem Band insgesamt 205 griechische Inschriften in Neulesung bzw. Erstedition (Nr. 79–82, 84–89, 91, 94, 100, 106, 11, 119, 127–128, 134–135, Append. Nr. 12, 22, 24, 26, 44, 47) mit Text, App. crit., Bibliographie, Übersetzung und Kommentar gesammelt. Es sind zum größeren Teil ältere (ab 19. Jh.) Publikationen, aus Aufsätzen entnommen. Die Inschriftenstammen von den Kykladen mit folgender Aufteilung: Amorgos 3, Andros 2, Delos 9, Kea 7, Melos 7, Naxos 21, Paros 20, Syros 67, Tenos 5, Thera 64 (davon 60 separat in „Appendice Thèra“ mit eigenem Index zu den Personennamen [S. 285]). Diese Inseln sind auch das gliedernde Element des Buches. Eine historische geographische Orientierung (mit Kartenskizze) bildet die jeweilige Einleitung. In guter Qualität sind 160 Inschriften abgebildet. Steininschriften, Graffiti, Beischriften von Fresken (Nr. 38–50) und eine Bleitafel (Nr. 1, Exorzismus) sind die Quellen. Sie werden als „griechisch christlich“ bezeichnet und der Zeit vom Ende des 3. bis 7. Jh. zugeordnet.

Nicht nur der übliche Index mit den Kategorien „Personnes et épithètes divines“ (Θεός, Ἱησοῦς, Κύριος, Πατήρ, Ὑψιστος, Χριστός sind hier erfaßt), Heilige und Personen aus dem AT und NT, Personennamen, Geographica, Titel und kirchliche Funktionen, Verwaltung & Militär, Maße, allgemeiner Wortindex, sondern auch ein umsichtiger und vielseitiger „Index général“ (291–304) und eine Bibliographie (305–313) heben die Qualität der Arbeit.

Zu kritisieren gibt es nichts, nur Fragen sind zu stellen:

a) Nr. 15–30 sind Grabepigramme, die Hiller von Gaertringen in das 3. Jh., L. Robert jedoch in das 4.–5. Jh. datiert. Hier wäre von Kiourtzian vielleicht eine klare eigene Stellungnahme nicht unerwünscht. Christliches ist in diesen Texten nicht enthalten. Wer auf eine deutliche Abgrenzung nach inhaltlichen Kriterien achtet, erwartet mit Rücksicht auf den Buchtitel eine plausible Begründung für die Berücksichtigung dieser sechs Texte.

b) In Nr. 10 liest man ΧΡΙ ΒΟ Ι Α Χ Ω. Die Auflösung lautet Χρι(στὲ) βο(ήθη) Ι Α Χ(ριστὸς) Ω mit Hinweis auf ἐγὼ εἰμί τὸ Α καὶ τὸ Ω (Apk 1, 8 v. 1 [u. a.], so ed. pr. von F. Durrbach, A. Jarde, BCH 29 [1905] 254f.). Kiourtzian hebt zutreffend hervor, daß üblicherweise zwischen den beiden „apocalyptiques“ Buchstaben Α und Ω ein Kreuz steht. Hier könnte man die Bemerkung erwarten, daß Α und Ω in der Magie die gängige Kurzform für das gesamte Alphabet ist. Mit dem gesamten Alphabet, das auch voll ausgeschrieben magische Anweisungen abschließt, versteht der Magier alles, was von der Magie gefordert wird, auszudrücken. Die Bezeichnung „apokalyptisch“ haben Α und Ω nicht verdient.

Diffiziler ist die Deutung des Χ-Zeichens. Neben der nicht wirklich gut passenden Auffassung als Χ(ριστὸς) (kein Kürzungshinweis für das *nomen sacrum*!) verdient eine aus den Papyri vielfach belegte Verwendung als Distanz- oder Markierungszeichen in Briefadressen die Erwähnung. Absender und Adressat werden durch ein Zeichen „Χ“ von einander getrennt, wie Anfang und Ende, wie „Α“ und „Ω“. Vgl. Jetzt A. Latar, *Gregorios, Archbishop of Dongola (É1113) and his Epitaphy*, in: *EYEPΓHΣΙΑΣ ΧΑΡΙΝ. Stud. pres. to B. Bravo and E. Wipszycka*, Warschau 2002, 164, Text Z. 1 (mit Abb.)

c) In Nr. 87 ist die Zeile mit κ(ύρι)ε βο(ήθη) (irreguläre Wortformen werden nicht berichtigt) τὸῦ transkribiert, steht jedoch zweimal auf dem Stein, aber nur einmal in der ed.

Stephan LÜCKE, *Syngeneia. Epigraphisch-historische Studien zu einem Phänomen der antiken griechischen Diplomatie* (Frankfurter Althistorische Beiträge 5), Frankfurt am Main: Buchverlag Mathe Claus 2000, 166 S.

Die zwischenstaatlichen Beziehungen in der griechischen und römischen Welt und besonders die Sprache, die sich beim diplomatischen Verkehr entwickelte, erweist sich als ein interessantes Forschungsfeld der letzten Jahrzehnte. Ausdrücke wie *συγγένεια* (Verwandtschaft), *φιλία* (Freundschaft), *ὁμόνοια* (Eintracht) und ähnliche, die in epigraphischen und literarischen Quellen auftauchen, stellen den Gegenstand einiger Monographien und mehrerer Aufsätze dar, die auf die Aufklärung verschiedener Aspekte der obengenannten Begriffe in der antiken Diplomatie zielen¹. Besonders mit dem Begriff *Syngeneia* als Diplomatie-Instrument befassen sich drei Monographien des letzten Jahrzehntes: die von S. Elwyn (1992), O. Curty (1995) und das hier zu besprechende Buch von St. Lücke, das eine überarbeitete Fassung seiner im Wintersemester 1998/99 eingereichten Dissertation bildet.

Von Anfang an stellt der Verfasser seine im Vergleich zu der bisherigen Forschung unterschiedliche Position zum Thema dar. So wird von ihm ein neuer Einblick in das Material und dessen Interpretation angekündigt: anstatt unbedingt eine genealogische Verknüpfung zwischen zwei Gemeinwesen herauszufinden und ihre reale Verwandtschaft oder fiktive gemeinsame Abstammung von Göttern und Heroen als Blutsverwandtschaft zu erklären, sieht Lücke im Wort *συγγένεια* einen metaphorischen Sinn, der die Blutsverwandtschaft weder total ausschließt noch in jedem Fall voraussetzt. So betrachtet es der Verfasser als wichtig, jeden Einzelfall getrennt zu studieren und zu ergründen, welche Bedeutung das Wort *συγγένεια* jeweils hat. Daraus ergäbe sich, daß es sich nicht grundsätzlich um Blutsverwandtschaft handelt, sondern um „Ähnlichkeit“ und „Gemeinsamkeit“ im allgemeineren Sinn. Die Einzelfälle, die er weiter unten bespricht, überzeugen von der Korrektheit seiner Ansicht; die Beispiele für die Verwendung des Wortes in literarischen Quellen, in denen alles andere als Blutsverwandtschaft gemeint sei, sind jedoch nicht immer zutreffend, da das Wort verschiedene Nuancen hat, so daß selbstverständlich die *συγγένεια* im diplomatischen Bereich mit der *συγγένεια* z. B. von Materialien, wie *σίδηρος* (Eisen) und *μαγνήτης* (Magnet) in alchimistischen Texten des 4. Jh. n. Chr., kaum vergleichbar ist.

Danach analysiert der Verfasser, wie auch die ältere Forschung, die Terminologie. Als zentralen Leitgedanken seiner Arbeit definiert er die Unterscheidung zwischen Terminus und Phänomen. Im Anschluß daran gibt Lücke einen detaillierten Stand der Forschung; besonders erwähnt er die Beiträge von L. Robert und D. Musti (*ASNP* 32. 2, 1963, 225–239), die als erste die Aufmerksamkeit auf das Thema lenkten, und von S. Elwyn und O. Curty, die die neuesten diesbezüglichen Arbeiten verfaßten. Schließlich betont der Verfasser seine Gegenthese zur bisherigen Forschung, besonders in Bezug auf die jüngeren Untersuchungen durch Curty und Elwyn: im Gegensatz zu den zwei vorherrschenden Tendenzen, entweder die Verwandtschaft immer als Blutsverwandtschaft — wenn auch manchmal als fiktive — zu erklären (vertreten besonders von Elwyn und Curty), oder im Terminus *Syngeneia* immer als eine inhaltsleere Formel zu verstehen, glaubt Lücke, daß beides zwar in Einzelfällen zutreffen kann, keineswegs jedoch verallgemeinert werden dürfe. Der Verfasser bespricht

¹ S. Elwyn, *The use of Kinship Terminology in Hellenistic diplomatic documents: an epigraphical study*, Diss., University of Pennsylvania 1992; O. Curty, *Les parentés légendaires entre cités grecques. Catalogue raisonné des inscriptions contenant le terme συγγένεια et analyse critique* (Hautes études du monde gréco-romain 20), Genève, Droz 1995; s. auch einige Beiträge des neulich erschienenen M. Peachin (Hrsg.), *Aspects of friendship in the Graeco-Roman world*, Proceedings of a conference held at the Seminar für Alte Geschichte, Heidelberg 10–11 June 2000 (2001).

ausführlich und kritisch den methodischen Ansatz und konkrete Punkte der Arbeiten von Curty und Elwyn. Trotz seiner langen und etwas übertrieben erscheinenden Kritik der neuesten Forschung hätte es m. E. zur Rechtfertigung der neuen Behandlung des Themas einfach gereicht, statt einer neuen Studie der Terminologie und Herstellung eines epigraphischen Corpus die Phänomene zu studieren, die hinter einem Terminus stehen, was der Autor selbst als seine Aufgabe definiert hatte. Wie Lücke geschildert hatte, bildeten schon die vorangegangenen Arbeiten Studien der Terminologie und das Werk von Curty eine nahezu vollständige Sammlung der diesbezüglichen Inschriften. Die mühsame Suche nach der jeweiligen Legende, worauf eine reale oder eine mythologische Verwandtschaft beruht, die tief in die lokalen mythologischen Traditionen eindringen muß, stellt nur einen anderen Aspekt dar, der nicht deshalb von vornherein übersieht, daß es sich um eine diplomatische Sprache handelt, deren Begriffe oft einen allgemeineren Sinn haben (vgl. z. B. Curty, S. 259–263).

Der Verfasser unternimmt es, manche neue Aspekte des Themas aufzuklären und Einzelfälle aus den Quellen zu besprechen, die als Illustration seiner Argumentation dienen und oft von ihm in interessanter Weise kommentiert werden. So wird das nächste Kapitel, das die politische Bedeutung des Phänomens *συγγένεια* untersucht, in zwei große Abschnitte geteilt. Im ersten Abschnitt studiert Lücke zwei Einzelfälle des antiken diplomatischen Verkehrs und die Rolle, die hierbei die „Verwandtschaft“ spielte, und im zweiten diskutiert er Einzelaspekte der Berufung auf Verwandtschaft. Seine wichtigsten Ergebnisse sind die Betonung der Bedeutung des Terminus *συγγένεια*, die Rolle der Emotionen, worauf die Diplomatie zielte, und besonders, was die kleinasiatischen Gemeinden betrifft, die Bereitschaft der mutterländischen Griechen, Ähnlichkeiten und Beziehungen zu ihnen anzuerkennen und ein Vertrauensverhältnis mit ihnen einzugehen.

Den ersten Einzelfall bildet eine detaillierte Diskussion der Stele der Kytenier aus dem Leto-Heiligtum der lykischen Stadt Xanthos, deren Text von J. Bousquet zum ersten Mal publiziert wurde². Nachdem Lücke den Text und seine Übersetzung vorgelegt und dessen Datierung (206/205 v. Chr.) und historischen Rahmen diskutiert hat, interpretiert er die Inschrift im Licht der Außenpolitik sowohl der Gesandten, d. h. der Dorier aus Kytenion als auch der Adressaten, d. h. der Xanthier. Kytenion, eine unbedeutende Gemeinde in der mittelgriechischen Landschaft Doris, die im 3. vorchristlichen Jh. dem Aitolischen Bund angehörte und als Heimat der Dorier galt, bittet um finanzielle Unterstützung, da ihre Stadtmauer durch Invasion des Königs Antigonos (höchstwahrscheinlich Doson) zerfallen war. Die Absicht der Gesandten, die sich verwirrenderweise nach der Nennung des Aitolischen Bundes, der Doris und der „Metropolis“ (der Dorier) als Kytenier vorstellen und sich auf ihre Verwandtschaft mit den Xanthiern berufen, bestand darin, ihre Adressaten zu einer großzügigen Geldspende zu bewegen. Deshalb heben sie nicht ihre unbedeutende Heimat hervor, sondern nennen einerseits die mächtigen Aitoler und ihre Landschaft als Heimat der sagenberühmten Dorier, andererseits behaupten sie die eigenartige, von der allgemein angenommenen mythologischen Tradition abweichende genealogische „Verwandtschaft“ mit den Xanthiern. Trotz dieser Bemühungen der Kytenier stifteten ihnen die Xanthier nur eine geringe Geldsumme; sie hatten jedoch keine Bedenken, ihre kleine Spende und die ganze diplomatische Aktion mittels dieser langen Urkunde in ihrem vielbesuchten Heiligtum bekannt zu machen, da sie ihrem Identitätsbewußtsein und Geltungsbedürfnis diene; als eine Gemeinde in Süd-Kleinasien, d. h. in einer spät „hellenisierten“ Region mit kaum ausgeprägtem Selbstbewußtsein, hielten sie diese Anerkennung von echten Doriern und die mythische Verbindung mit Wander-Heroen wie Aletes, für sehr wesentlich auch im Hinblick auf ihre Außenpolitik.

² J. Bousquet, *La stèle des Kyteniens au Létôon de Xanthos*, REG 101 (1988) 12–53.

Als zweite Fallstudie bespricht Lücke die Erzählungen über die angebliche Abstammung der Römer von den Troianern und deren Bedeutung für die politischen Beziehungen zwischen Griechen und Römern. Er beschränkt sich auf ausgewählte Aspekte dieser komplizierten Fragestellung, nämlich wann die Römer die Legende kennenlernten und durch wessen Initiative bzw. bei welcher Gelegenheit die Troialegende für politische Zwecke instrumentalisiert wurde. So skizziert er die Rolle der Troialegende von der Zeit von Pyrrhos über Flamininus, der sich in den Inschriften seiner Weihgeschenke in Delphi als „Αἰνεάδας“ bezeichnete, bis zur Zeit des 1. Mithridatischen Krieges; danach verliert die Troialegende ihre Bedeutung.

Nach diesen beiden ausführlichen Fallstudien untersucht der Verfasser Einzelaspekte der Berufung auf „Verwandtschaft“, und zwar deren Rolle bei der Bitte um oder Gewährung von Hilfeleistung, der Prestige-steigerung und Identitätsstiftung der Gemeinden und bei der Sicherung freundschaftlicher Beziehungen. Literarische Quellen — so schon Herodot — berichten von materieller, militärischer Hilfeleistung oder sogar Hilfeleistung bei zwischenstaatlichen Streitigkeiten. Es galt nämlich die Regel, daß sich die griechischen Gemeinden in Notsituationen an „verwandte“ Gemeinden wenden und Hilfe erwarten konnten (vgl. besonders Polybios 9. 42, 5 über Aigina). Ähnliche Fälle sind vor allem in den sogenannten Syngeneia-Inschriften zu finden; es ist charakteristisch, daß ungefähr 20 Prozent davon zwischenstaatliche Konflikte betreffen, die durch Entscheidungen auswärtiger Richter beigelegt wurden (S. 70–73 ist eine Liste dieser sogenannten Richterdekrete vorgelegt).

Die „Verwandtschaft“ wurde zwecks Prestigesteigerung und Identitätsstiftung — vor allem seitens der Gemeinden und Herrscher Kleinasiens — verwendet, die dadurch versuchten, als „Griechen“ anerkannt zu werden. Die Mehrheit dieser Bemühungen fällt entweder in die Zeit nach Alexander, da die hellenisierten kleinasiatischen Gemeinden ihre griechische Abkunft und Identität suchten, oder in das 2. Jh. n. Chr., da die griechische Abstammung eine Voraussetzung für die Aufnahme der Städte in das „Panhellenion“ war. Lücke illustriert diesen Abschnitt mit mehreren Beispielen, vor allem aus Syngeneia-Inschriften, die sowohl in die obengenannten Phasen als auch in andere Zeitabschnitte fallen (z. B. das Ehrendekret von Pergamon für Tegea, 159 v. Chr.).

Wichtig ist hierbei die Erkenntnis des Verfassers, daß die Bemühungen der kleinasiatischen Barbarengemeinden, sich als „Hellenen“ zu verkaufen, durch die Neigung der mutterländischen Griechen erleichtert wurde, „in der Fremde das Vertraute zu suchen“. Dabei spielte die Konfrontation der Soldaten Alexanders des Großen mit äußerst entfernten Ländern und Kulturen eine Rolle, wie auch die verschiedenen Legenden für Wander-Heroen der griechischen Mythologie. Als charakteristisches Beispiel zitiert Lücke die Erzählung Strabons 11. 14, 12 von Armenos, der Jason nach Armenien begleitete.

Schließlich wird die Rolle der „Verwandtschaft“ in Hinblick darauf, wechselseitiges Wohlverhalten zu begründen, untersucht. Hierher gehören Asylzugeständnisse (vgl. die Gesandtschaft der Teier zu kretischen Gemeinden um das Ende des 3. Jh. v. Chr.). Der Verfasser betont als einen interessanten Aspekt des Phänomens die zwischenstaatliche Sympathie als zentrale Idee der griechischen und römischen Diplomatie; zur Sicherung dieser Sympathie zielte die Diplomatie nicht primär auf den Intellekt, sondern auf die positiven Emotionen und verwendete dafür verschiedene Instrumente, wie die rhetorischen und künstlerischen Aktivitäten der Gesandten (die oft vor der Volksversammlung sangen und tanzten, da sie auf freundliches Verhalten der fremden Gemeinde zielten), die Wechselheiraten, die Blutsverwandtschaft, die mittels der mythischen Genealogie hergestellt werden konnte, aber keinen Selbstzweck, sondern ein Mittel zur Erringung der Sympathie des Adressaten bildete. Wohlwollen (εὐνοία) und Freundschaft (φιλία), die oft in den Urkunden des zwischenstaatlichen Verkehrs auftauchen, bilden die eigentliche Basis für Frieden, Asylie, Privilegienverleihung und Hilfeleistung.

Den Schluß des Buches bilden ein Anhang von Text und Übersetzung wichtiger Dokumente und ein Katalog von 84 Syngeneia-Inschriften mit ihrer Literatur.

Sophia B. ZOUMBAKI

Dorothee RENNER-VOLBACH, *Die sogenannten koptischen Textilien im Museum Andreasstift der Stadt Worms*. Bestandskatalog, Wiesbaden: Reichert Verlag 2002, 92 S., 28 Tafeln, 8 Farbtafeln.

Diese Publikation steht einmal mehr für das ungebrochene Interesse der Wissenschaft an der Erforschung der Textilkunst Ägyptens in spätantik-frühislamischer Zeit. Ein Blick auf die koptische Bibliographie zeigt, daß diese Forschung in den vergangenen Jahrzehnten sehr stark von Dorothee Renner-Volbach und ihren Arbeiten geprägt wurde und noch immer wird. Der vorliegende Band gliedert sich in eine Reihe von Katalogen ein, die Renner-Volbach im Laufe ihrer wissenschaftlichen Tätigkeit in verschiedensten Sammlungen von den Vatikanischen Museen bis zum Erzbischöflichen Diözesanmuseum in Köln erstellt hat.

Wie am Beginn der Einführung zu lesen ist, gehen die Bestände im Städtischen Museum Andreasstift der Stadt Worms auf Robert Forrer (1866–1947) zurück, der in den 80er Jahren des 19. Jh. zu den maßgeblichen Ausgräbern und Ankäufern der Funde aus dem spätantiken und christlich-koptischen Areal des Gräberfeldes von Achmim-Panopolis zählte. Diese Herkunft der 67 spätantiken und frühislamzeitlichen Textilreste aus Mittelägypten bestätigen exakte Gegenstücke in anderen Sammlungen wie Budapest oder Genf, die ihre koptischen Textilien ebenfalls von Robert Forrer ankauften.

Nach diesem geschichtlichen Abriss gibt die Autorin in textiltechnischen Beobachtungen einen Überblick über die Wormser Sammlung. Die Fragmente sind weitgehend als Zierate von Kleidung, Kissen, Behängen und Decken aus dem täglichen Gebrauch zu benennen, die zur Bestattung dienten. Wie in der spätantiken Textilherstellung Ägyptens üblich, wurden die Stücke aus Wolle und Leinen in der Technik der Wirkerei angefertigt. Generell lassen sich dabei zwei Gruppen unterscheiden: Zum einen die etwa seit dem 3. Jh. die echte Purpurfarbe imitierenden, dunkelfarbenen und mit hellem Leinen dekorierten Purpurwirkereien, und zum anderen die in islamischer Zeit verbreiteten Buntwirkereien.

Auf diese technischen Aspekte läßt Renner-Volbach allgemeine Bemerkungen zur Textilproduktion in Achmim-Panopolis folgen, wobei sie ihre Thesen immer mit den vorliegenden Beständen belegt. Die Abhandlungen über die Werkstattkriterien, Deutungen und Zuordnungen sowie Datierungsmerkmale offenbaren das beeindruckende Wissen der Autorin über koptische Textilien und seine akribische Anwendung, die sich unter anderem in einem ausführlichen Fußnotenapparat äußert. Diese drei Aufsätze auf den Seiten 12 bis 23 sind wohl bei jeder wissenschaftlichen Beschäftigung mit diesem Thema eine große Hilfe. Gleiches gilt auch für die Literaturzitate, die vor dem eigentlichen Katalogteil den Abschluß des ersten, einführenden Kapitels bilden.

Der Bestandskatalog unterwirft die Stücke einem bestimmten Untersuchungsschema, das mit einer Kurzcharakteristik beginnt, in der die Inventarnummer, Größe, Material und Technik sowie Farbe und Zustand vermerkt sind. Diesen Angaben folgen die Beschreibung, Einordnung, Datierung und abschließende Zuordnung zu einer Werkstatt in Achmim-Panopolis im Hauptteil der Analyse. Die Einordnung beinhaltet die Untersuchung der auf den Wirkereien dargestellten Motive und ihrer Symbolik und erfolgt ebenso wie die Datierung mit Hilfe von Vergleichsbeispielen.

Abgesehen von all diesen inhaltlichen Vorzügen dieser Publikation sind darüber hinaus auch noch die Übersichtlichkeit ihrer äußeren Form und die große Zahl der Bilder positiv

hervorzuheben. Die hervorragende Qualität der acht Farb- und 28 Schwarz-Weißtafeln ist für das Arbeiten mit diesem Katalog sehr vorteilhaft.

Nachdem mir bei der bisherigen Verwendung des Buches keine negativen Aspekte oder Nachteile aufgefallen sind, bleibt abschließend keine Kritik, sondern nur Dank an die Autorin für ihr Werk, und es ist festzuhalten, daß diese Arbeit zweifellos ein weiterer, sehr wichtiger Mosaikstein für das Gesamtbild der koptischen Textilkunst in spätantik-frühislamischer Zeit ist.

Harald FROSCHAUER

Ulrich SINN (Hrsg.), *Sport in der Antike. Wettkampf, Spiel und Erziehung in der Antike* (Nachrichten aus dem Martin-von-Wagner-Museum, Bd. 1), Würzburg: Ergon-Verlag 1996, 168 S., 105 Abb.

Daß er den Katalog einer Ausstellung von Objekten des Martin-von-Wagner-Museums der Universität Würzburg erworben hat, den der Herausgeber als Seminarleiter mit dessen Teilnehmern verfaßte, erfährt der sporthistorisch interessierte Käufer nicht aus den bibliographischen Angaben. Er findet vor allem Vasenbilder (meist attischen Ursprungs) und ihre Beschreibungen von Athleten, von Wettkampf-Disziplinen und Siegerehrungen, und von Trainings- und Gymnasia-Szenen. Eher aus kühner Assoziation der Museumsbestände erscheinen unter „Das Ansehen der Athleten: Die göttergleiche Verehrung“ Bilder von Göttern und Heraklestaten, unter „Aufgaben des antiken Gymnasiums: Erziehung durch Privatlehrer“ päderastische Darstellungen, wobei die Knabenliebe sehr als Ausbildungssystem verengt wird. „Die Erziehung der Mädchen: Eine Welt ohne Sport“ (128ff.), der ‚*lucus a non lucendo*‘ zum Buchtitel, bringt Bilder der Mädchenwelt.

Der wohl nicht primär intendierte wissenschaftliche Wert des Ausstellungs-Katalogs ist wie sein Inhalt wechselhaft. Wertvoll sind die meisten Einführungen zu den Sachkapiteln aus der Feder des Olympia-Experten U. Sinn; vorzüglich die Behandlung der Panathenäischen Preisamphoren durch M. Bentz. Insgesamt enttäuscht die Diskrepanz zwischen Anspruch des Buchtitels und seinem Inhalt auf thematischer wie auch qualitativer Ebene.

Peter SIEWERT

Heike NIQUET, *Monumenta virtutum titulique. Senatorische Selbstdarstellung im spätantiken Rom im Spiegel der epigraphischen Denkmäler* (HABES 34), Stuttgart: Franz Steiner 2000, 351 S., 8 Tafeln.

Die hier zu besprechende Arbeit mit dem etwas sperrigen Titel³ ist deutlich aus der Schule Géza Alföldys hervorgegangen, der bereits vor einiger Zeit vergleichbaren Denkmälern in Oberitalien eine Studie gewidmet hat⁴. Allerdings legt N. ihren Akzent weniger auf formale

³ Dieses Urteil erlaube ich mir, obwohl – oder weil – er an eine Formulierung in einem kaiserlichen Schreiben auf der Ehreninschrift des Virius Nicomachus Flavianus angelehnt ist; CIL VI 1783 + p. 4760; ILS 2948. N. behandelt diese Inschrift zwar öfter, weist aber erst S. 228 auf diese Formulierung hin. Bei dieser Gelegenheit konnte ich übrigens feststellen, daß das epigraphische Register (S. 325ff.) zwar ein wenig unübersichtlich, aber hervorragend gearbeitet ist.

⁴ Géza Alföldy, *Römische Statuen in Venetia und Histria – Epigraphische Quellen*. Abhandlungen der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, 1984. Die vorliegende Arbeit hat inzwischen gleichsam eine Fortsetzung in dem Sammelband gefunden: Géza Alföldy, Silvio Panciera (Hrsg.), *Inscriptliche Denkmäler als Medien der Selbstdarstellung in der Römischen Welt* (HABES 38, 2001), in der auch N. wieder mit einem einschlägigen Beitrag

Beobachtungen zum Schriftträger, sondern auf die Interpretation der Texte in ihrem historischen, gesellschaftlichen und lokalen Umfeld, und mag dadurch viel zu ihrem besseren Verständnis beizutragen. Den Inschriften des Vettius Agorius Praetextatus und seiner Frau Aconia Paulina, obwohl sie bereits in gegebenen Zusammenhängen behandelt wurden, hat sie zusätzlich einen eigenen Exkurs gewidmet (S. 237ff.). Ich stimme mit ihr überein, daß die (verschollene) Inschrift der Paulina vermutlich bei ihrem Tod 487 errichtet wurde, und bei dieser Gelegenheit mag auch ihr Name auf der Ehreninschrift = dem Grabstein ihres Mannes nachgetragen worden sein. Das große Grabgedicht auf der Rückseite möchte ich unbedingt ihr selbst zuschreiben⁵, und ich glaube angesichts der ausführlichen Nennung heidnischer Priester- und Weihefunktionen nicht, daß diese Grabinschrift ein „offizielles“ Denkmal war — selbst ein mehrheitlich noch heidnischer Senat hätte damals eine solche Demonstration nicht mehr wagen dürfen. In einem zweiten Exkurs gibt sie wertvolle Ergänzungen zur Inschrift CIL VI 37119 = ILS 8986 des Anicius Acilius Glabrio Faustus (auf dem „Forum Sibidii“, S. 253ff.).

Die senatorische Selbstdarstellung im spätantiken Rom ist ein reizvolles Thema, um das sich schon viele Forscher bemüht haben; was den römischen Senatoren an tatsächlicher Macht verloren gegangen war (an Spitzenpositionen war noch die Stadtpräfektur, der *praefectus praetorio* in einem der Reichsteile und, wenn es hoch kam, der Konsulat geblieben), versuchten sie durch besonderes Selbstbewußtsein und eine entsprechende Repräsentation wettzumachen, wozu noch kommt, daß diese Senatsaristokratie ein Hort der altrömischen und vielfach gerade deshalb noch heidnischen Nostalgie war. Reizvoll ist dieses Thema auch deshalb, weil wir, wie N. auch entsprechend hervorhebt, bei Ammianus Marcellinus ein satirisches, wohl aber recht realistisches Bild von diesem stadtrömischen Adel besitzen (S. 7 Anm. 1ff.). Es ist der Autorin zu danken, mit dieser groß angelegten, auf viele Detailfragen eingehenden Studie das epigraphische Material für diese Untersuchungen voll nutzbar gemacht zu haben. Ein eigenes Kapitel ist den Frauen gewidmet (S. 187ff.), mit so bedeutenden Vertreterinnen wie die schon genannte Aconia Paulina und, wenige Jahre später, Anicia Faltonia Proba, *consulis uxori, consulis filiae, consulum matri*⁶.

Diese Arbeit und der in Anm. 2 genannte Sammelband sind als eine Folge der Arbeit an CIL VI 8/3 (Berlin, New York 2000) entstanden, in dem die Nachträge zu den Inschriften der senatorischen und ritterlichen Amtsträger in Rom zusammengestellt sind. Angesichts der Sorgfalt, mit der auch die bereits in älteren Faszikeln des CIL VI enthaltenen Inschriften revidiert wurden (immerhin die Seiten 4667–4823), sollte man eher von einer Neubearbeitung sprechen, und diese Untersuchungen zeigen, wie sehr die intensive Beschäftigung auch mit schon lange bekannten Zeugnissen zu einem besseren Verständnis und zu grundlegenden neuen Forschungsergebnissen führen kann.

Ekkehard WEBER

vertreten ist („Die valentinianische Dynastie und Rom: das Selbstverständnis der Kaiser und ihre Haltung zur Senatsaristokratie im Licht von Bau- und Ehreninschriften“, 125–147).

⁵ Ich kann mich des Verdachtes nicht erwehren, daß die gelegentlich angedeuteten Zweifel in der Literatur darauf zurückzuführen sind, daß man einer Frau auch in der Spätantike die dafür notwendige literarische Bildung nicht zutraut.

⁶ CIL VI 1754 = ILS 1269. Von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen (wie die „Laudatio Turiae“, auf die N. auch hinweist) gibt es solche Zeugnisse erst in der Spätantike. Nicht vergessen sollte dabei aber werden, daß das Selbstverständnis auch dieser Frauen für die Öffentlichkeit vor allem dadurch definiert wird, daß sie Tochter, Gattin und Mutter hochrangiger Reichsfunktionäre sind.